

Wie sag' ich's meinem Kinde?

Autor(en): **Seiler, Richard G.**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Am häuslichen Herd : schweizerische illustrierte Monatsschrift**

Band (Jahr): **57 (1953-1954)**

Heft 11

PDF erstellt am: **29.06.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-665025>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Wie sag' ich's meinem Kinde?

Den ganzen Winter hindurch herrschte vor unserem Wohnzimmerfenster ein immerwährendes Geflatter, Gezappel und Gezwitscher: von weither schwirrten die Singvögel an den gastlich gedeckten Tisch, Meisen, Finken, Spatzen, Rotkehlchen — ich kann sie gar nicht aufzählen, die bunten und lärmigen oder schlichten und stillen Federbälle.

Von der Morgendämmerung bis zum Abend hatten wir Kurzweil nach Wunsch, und es war unsere eigene Schuld, wenn wir geschäftigen Erwachsenen manchmal etwas versäumten. Klein Rosmarie hingegen liess sich nichts entgehen, lauerte stundenlang, die Aeuglein just über dem unteren Scheibenende und die Nase plattgedrückt, und berichtete den Grossen getreulich von den Zänkereien und von den dankbaren Seitenblicken seiner Schützlinge.

Einmal trippelte es atemlos zu meinem Schreibtisch, es konnte kaum reden vor Empörung, und lange Zeit brachte es nichts als «der böse Vogel!» heraus. Erst nach und nach förderte ich die Wahrheit an den Tag: Ein riesiger Vogel war auf den Fenstersims herabgeschossen und hatte eine Amsel gepackt und fortgetragen. Klein Rosmarie hatte die Amsel «schreien» hören, das Fenster aufgerissen und bemerkt, dass die Amsel im Schnee lag und von dem frechen Angreifer mit dem Schnabel bearbeitet wurde.

«Was hast du getan?» fragte ich.

«Ich habe ‚Pfui‘ gerufen, und da ist der grosse Vogel fortgeflogen und die Amsel ist in den Haselstrauch gehüpft. Dort sitzt sie jetzt noch.»

Ich schaute durchs Fenster. Die Amsel war sichtlich benommen, halb ausgerupfte Federn verliehen ihr ein bedauernswertes Aussehen. Doch schien sie nicht ernsthaft verletzt, und bald flatterte sie mühsam davon. Unterdessen hatte mir Rosmarie den garstigen Vogel beschrieben. «Ein Sperber», erklärte ich. «Der böse, böse Sperber», schimpfte Rosmarie.

Eine Woche später — der Frühling nahte schon, der Schnee war am Schmelzen und die Krokusse stachen spitz durch die glasige Kruste — gab es am Fenster einen heftigen, dumpfen Schlag, als hätte einer mit der Faust darangehämmert. Das überraschte mich nicht: leider kommt es vor, dass

Vögel an die täuschenden Scheiben bumsen und bewusstlos oder gar tot zu Boden fallen. Aber diesmal klang es lauter als sonst, und als ich in den Garten ging, fand ich einen Sperber in den gelben Haselblüten hängen. Noch ein paar Sekunden zitterte der warme, erstaunlich leichte Körper in meiner Hand, dann war er reglos still — tot.

Rosmarie streichelte das zarte Gefieder und murmelte: «Der arme Vogel. Er ist gar nicht so gross, wie ich gemeint habe.» Tränen glitzerten in seinen Augen; zum erstenmal begegnete es der unfasslichen Erscheinung, die wir Tod nennen. Ausser Fliegen und anderen Insekten hatte es noch kein totes Wesen gesehen.

Ich stand verlegen dabei. Vielleicht hätte ich über die Vergänglichkeit alles Irdischen sprechen sollen, ein solcher Anlass bot sich nicht mehr so rasch. Aber ich fühlte selber einen wunderlichen Schmerz über die plötzliche Verwandlung einer lebenden Kreatur in leblose Materie. Eben war der Sperber eine geballte Kraft gewesen, eine Urmacht gewissermassen, nun war er ein Nichts, obwohl ihm äusserlich nicht das geringste fehlte. Und er war wirklich sehr leicht, zu leicht: der Hunger hatte ihn blind und tölpisch gemacht.

So stand ich und zauderte, ob ich Rosmaries Weltbild ergänzen wolle — da musste ich erkennen, dass meine sauer errungene Weisheit nicht die einzige bedeutet. «Nicht wahr, Papa», fragte Rosmarie mit einer Stimme, die wohl Kummer, aber keinen Zweifel verriet, «das ist der Lohn, weil er die Amsel geplagt hat? Er war böse, und nun ist er vom lieben Gott gestraft worden?»

«Ja, mein Kind», antwortete ich feig, «genau so ist es.»

War es klug, war es pädagogisch? Hätte ich die Gelegenheit beim Schopf packen und mein Kind in den Kampf ums Dasein einweihen sollen? Und war es nicht am Ende doch so, dass dieser Sperber seine Strafe bekam, weil er jener besonderen Amsel — nicht irgendeiner — nach dem Leben getrachtet hatte? Wer weiss so etwas bis ins Letzte? Und gibt es nicht Dinge, die ein unverdorbenes Kind deutlicher erahnt als wir neunmalgescheiten Erwachsenen?

Richard G. Seiler.